

## Meine Geschichte

Ich war ein echtes Pferdemädchen. Eines, das an keiner Weide vorbeiging, ohne über die weichen Nüstern oder das kuschelige Fell zu streicheln. Mit acht Jahren durfte ich das erste Mal reiten, auf Verena, einer braunen Stute aus einem nahen Stall, der Pferde stundenweise vermietete. In einer Gruppe ritten wir in den Wald. »Halt dich fest«, rief mir eine der anderen Reiterinnen zu, dann galoppierte ihr Pferd los, Verena und alle anderen hinterher. Zurück auf dem Hof schloss ich mit dem Stallbesitzer eine Vereinbarung: Wenn ich acht Boxen mistete, durfte ich eine Stunde reiten. Ich habe fast jeden Tag gemistet. Manchmal schaffte ich nur vier Boxen, aber dann durfte ich wenigstens eine halbe Stunde aufs Pferd.

Und es kam noch besser. Zusammen mit meiner besten Freundin entdeckte ich ein Pony, das in der Nähe unseres Hauses mit einem Schaf auf der Koppel stand. Wir fragten beim Besitzer, ob wir uns kümmern dürften – wir durften. Eigentlich war das Shetlandpony namens Prinz für die Tochter gekauft worden, aber die hatte keine Lust. Schaf Molly war dann als Gesellschafterin dazugekommen.

Anfangs hatten wir höllischen Respekt vor Molly. Sobald sie mit einem Huf scharrte und den Kopf senkte, rannten wir weg. Denn wir wussten, es war eine Warnung. Bestimmt würde Molly trotz ihres deutlichen Übergewichts losrasen und uns mit ihrem Kopf zu Boden boxen. Sie wurde dann noch dicker, denn wir stopften sie mit Leckerlis voll, damit sie uns in Ruhe ließ.

Prinz mochte am liebsten Bier. Samstags stellten die Leute in unserem Dorf die leeren Bierkisten zum Abholen vor das Tor, wir gingen mit Prinz spazieren, er lief zu allen Kisten und leckte die Flaschen ab. Zum Geburtstag schenkten wir ihm ein ganzes Bier, er soff es mit Begeisterung, torkelte danach allerdings. Wir haben das nicht wiederholt.

Bei unseren Ausritten wechselten wir uns ab. Einer durfte auf Prinz sitzen, der andere musste laufen und Molly antreiben, die hinterherhechelte. Sie war uns peinlich, wer läuft schon mit einem Schaf durch die Gegend? Doch wenn Molly allein auf der Weide blieb, blökte sie laut, dann beschwerten sich die Nachbarn.

Bald kam Zuwachs, die Besitzer von Prinz kauften seine Mutter. Shirley hieß die kleine Stute. Nun konnten wir endlich gleichzeitig reiten. Und sie bekam ein Fohlen, der kleine braune Hengst reichte mir anfangs bis zu den Knien. Damals war Norbert Koof auf seinem braunen Pferd Fire gerade Weltmeister im Springreiten geworden, was wir am Fernseher mit vor Aufregung rotglühenden Wangen verfolgt hatten. Klar, dass wir unser Shetlandpony-Fohlen auch Fire nennen wollten. Die Besitzer entschieden sich aber für Felix.

Er begleitete uns bei den Ausritten. Wir sprangen über Bäche, ließen unsere Ponys um die Wette rennen und trainierten damit bestens unser Gleichgewicht unter erschwerten Bedingungen. Denn Felix raste nebenher und versuchte, uns ins Bein zu beißen. Runtergefallen sind wir

nie, jedenfalls nicht bei diesen Gelegenheiten. Bei anderen schon. Der beste Trick der Ponys war es, auf ein nur ihnen bekanntes Zeichen aus dem Galopp gleichzeitig zu stoppen und die Köpfe runterzunehmen. Wir flogen über ihre Häuse hinweg zu Boden, die Ponys grasten.

Viel Ahnung vom Reiten hatte ich damals nicht. Ich blieb meistens oben, klammerte mich mangels Sattel zur Not an der Mähne fest, wusste, wie man die Zügel hält und dass man die Absätze nach unten drückt. Das war's. Es hätte mich vielleicht nie gestört, wenn ich nicht gewachsen und viel zu groß für ein Shetlandpony geworden wäre. Es nutzte nichts, ein großes Pferd musste her.

Das fand ich erstaunlich schnell, indem ich die Pferdehalter in der Umgebung abklapperte und fragte, ob ich eines ihrer Tiere reiten dürfe. Wahrheitsgemäß gab ich an, ich könne nicht wirklich reiten, fiele aber nur selten runter. Natascha wurde mein neues Reitpferd, sie war groß und braun. Ich fand sie zuerst langweilig. Alle großen Pferde waren langweilig und sahen gleich aus, so redete ich es mir ein, während ich um meine Zeit mit Prinz, Shirley und Felix trauerte. Nur Ponys waren großartig.

Mit Natascha nahm ich im Reitverein Unterricht, ich verstand nichts. »Falscher Fuß«, rief die Reitlehrerin, oder: »Falscher Galopp«. Wie kann ein Galopp nur falsch sein, fragte ich mich, aber nur im Geheimen. Die resolute Reitlehrerin zu fragen, traute ich mich nicht, sondern wünschte mir zum Geburtstag ein Buch über Reitlehre. Irgendwie machte mir es mir dann doch Spaß. Zumal ich

bald mein Lieblingspferd im Stall reiten durfte: Milan, ein gutmütiger Fuchswallach. Mit ihm startete ich auf meinen ersten Turnieren.

Während des Studiums kaufte ich mir mein erstes Pferd. Viel Geld hatte ich nicht, deshalb ging ich zur Frankfurter Rennbahn und fragte nach einem ausgedienten, günstigen Vollblüter. So trat Florine in mein Leben. Ich sah sie in der Box und war sofort verliebt. Zum Probereiten auf dem Vorführring wurde ich von einem kleinen Mann mit erstaunlichen Kräften in einen Rennsattel gehoben. Ich ritt ein bisschen im Schritt und im Trab, als auf der nahen Bahn Pferde angaloppiert kamen. Wenn sie mir nicht durchgeht, hat sie einen guten Charakter, dann kaufe ich sie, nahm ich mir vor.

Wenige Tage später zog sie in einen Pensionsstall in meiner Nähe ein und das Abenteuer begann. Die ersten Wochen waren turbulent. Florine hatte Platzangst, ließ sich nicht anbinden, wollte im Training nur linksherum laufen, wie sie es von der Rennbahn gewohnt war. Hoch und runter oder gar unebene Böden kannte meine braune Stute nicht, die Reithalle fand sie zu klein und die Trainingszeiten indiskutabel. Auf der Rennbahn wurden die Pferde morgens gearbeitet, um diese Zeit war ich aber in der Uni. Florine drehte in ihrer Box durch. Wenn ich zu ihr in den Stall kam, wäre in ihrem früheren Leben schon längst Feierabend gewesen. Müde blickte sie mir entgegen.

Ein Erlebnis mit ihr ist mir besonders in Erinnerung geblieben: Sie sollte über ein Cavaletti gehen, also eine

Stange mit Seitenbefestigungen, wollte aber nicht. Ich zwang sie, schließlich muss man sich bei Pferden immer durchsetzen, so hatte ich es gelernt. Sie wurde immer aufgeregter, machte schließlich einen wilden Satz über das Cavaletti, verletzte sich dabei ein wenig. Fortan weigerte sie sich, auch nur in die Nähe von Stangen zu gehen. Ich hätte mich ohrfeigen können. Mir war klar, dass ich mit meinem bisherigen Wissen nicht weiterkommen würde, und schlug einen neuen Weg ein.

In den nächsten Wochen ritt ich viel auf dem Springplatz, zunächst in großem Abstand von den Hindernissen. Sie entspannte sich immer mehr, irgendwann legte ich in der Nähe des Ausgangs ein Cavaletti auf den Boden, dann ritt ich wie immer ein bisschen Dressur um die Sprünge herum. Als etwas besonders gut geklappt hatte, freute ich mich überschwänglich, ließ sie in Richtung Ausgang traben, klopfte ihr den Hals. Bevor Florine es richtig merkte, war sie über das Cavaletti getrabt. Jackpot! Leider wurde sie nicht alt, meine Stute starb nach einer Kolik-Operation. Ich wollte nie mehr ein Pferd.

Doch was ist das Leben eines Reiters ohne Pferde? Das Gleiche wie ein Leben ohne Möpfe, wenn man Lorient glauben darf. Sinnlos. Natürlich fing ich wieder an zu reiten und kaufte mir einen Englischen Vollblüter. Der trug den seltsamen Namen Lobster Bay, auf deutsch also Hummerbucht. Anfangs verglich ich ihn mit Florine, hörte aber schnell auf damit. Pferde kann man nicht vergleichen. Mit Lobster startete ich viel auf Turnieren: Dressur, Springen, Vielseitigkeit.

Heute gehören mir zwei Pferde. Mister habe ich seit fünfundzwanzig Jahren, er ist ein Englischer Vollblüter, die Liebe zu diesen edlen, intelligenten Pferden ist mir geblieben. Die dreijährige Greta tanzt als Deutsches Sportpferd aus der Reihe. Doch sie hat einen feinen Kopf und ein Temperament wie ein Vollblüter, auf dem Cover ist sie gemeinsam mit mir zu sehen.

Das Geld für ihr und mein Leben verdiene ich als Journalistin. Klar, dass ich schon längst vorhatte, eines Tages ein Buch zu schreiben. Es sollte ein Pferdebuch werden, eines aus dem wirklichen Leben, keine Herz-Schmerz-Geschichten oder à la Ostwind. Und so habe ich für dieses Buch getan, was ich in meinem Beruf immer mache: interessante Menschen gesucht und gefunden, ihnen zugehört, ihre Geschichten aufgeschrieben. Ich wünsche Ihnen viel Spaß beim Lesen.



*Die Autorin mit ihrem damaligen Liebling: Milan.*

## Ein Pferd wird Kult

Sie war Frankfurts berühmtestes Pferd: Jenny. Dabei ging sie nur spazieren. Jeden Tag bummelte sie in der Fußgängerzone, an der Bahnlinie oder am Main entlang, graste auf den Wiesen und knabberte an den Büschen. Und das alles ganz alleine. Ihr Besitzer Werner Weisedel ließ die Stute jeden Morgen frei und vertraute darauf, dass sie keinen Blödsinn machen und wieder nach Hause zurückkommen würde. Das Vertrauen hat sie nie enttäuscht. Jenny war freundlich zu allen, wartete sogar an Bahnschranken, bevor sie über Gleise lief, war abends pünktlich zu Hause. Die meisten Menschen in dem Stadtteil freuten sich, wenn sie die weiße Araberstute sahen und grüßten sie. Straßenbahn- und Busfahrer traten bei ihrem Anblick rücksichtsvoll die Bremse, manchmal riefen sie ihr scherzhaft Sätze zu wie: »Mach mal ein bisschen Platz.« Zwar alarmierten immer mal wieder aufgeregte Menschen die Polizei und meldeten ein entlaufenes Pferd. »Schon gut, das ist die Jenny«, beschwichtigten die Beamten. Doch dann war plötzlich alles vorbei, die Stute starb in hohem Alter an Krebs.

Viele Monate später kommen ihrem Besitzer immer noch die Tränen, wenn er über Jenny, sein letztes Pferd, spricht. In seinem Haus hängen viele Bilder von ihr an den Wänden, auf einem fährt er mit seinem Motorroller, Jenny trabt neben ihm. Werner Weisedel, Jahrgang 1940, hat Pferde schon immer geliebt. Er war ein Jahr alt, als sein Opa, ein Bierkutscher, ihn das erste Mal auf dem Bock mitnahm. Vier massige Kaltblüter zogen den schweren

Wagen, mit dem die Brauerei die Gaststätten belieferte. Als Dreijähriger ging er mit seiner Mutter oft zur Bertramswiese in Frankfurt, dort, wo nun die Gebäude des Hessischen Rundfunks stehen. An diesem Ort wurden die beschlagnahmten Pferde kriegstauglich gemacht. »Die Soldaten kannten mich schon und haben mich immer auf ein Pferd gesetzt«, blickt er zurück. Der Kleine hielt sich an der Mähne fest. Manchmal machte sich ein Soldat einen Spaß daraus und schlug dem Pferd auf den Hintern, sodass es lostrabte. Runter gefallen ist der Junge nie.

Er lebte damals mit seiner Mutter und den beiden Geschwistern in einer Mietwohnung mitten in den engen Gassen der Frankfurter Altstadt zwischen Dom und Römer. Ein Schwarz-Weiß-Foto von dem dreistöckigen Fachwerkhaus mit den hohen Giebeln und dem Brunnen davor blieb ihm erhalten. Sein Vater war als Soldat im Krieg, Bombenalarm gehörte für den Jungen zum Alltag. So heulten auch am 22. März 1944 die Sirenen, Werner Weischedel und seine Familie rannten gemeinsam mit vielen anderen Menschen über den Römerberg in Richtung Main. Sie wollten in den schützenden Bunker auf der anderen Seite des Flusses im Stadtteil Sachsenhausen, doch auf der Brücke schossen die Fliegerabwehrkanonen, sie kamen nicht rüber. Die Familie drehte um, floh zurück zu ihrem Haus und verkroch sich dort mit den Nachbarn im Luftschutzraum, insgesamt waren es etwa zwanzig Menschen.

Eigentlich hätte der Junge dort auch auf der Bank sitzen und warten sollen, doch er hatte keine Lust und lief davon.

Gemeinsam mit einem befreundeten Nachbarjungen streifte er während des Fliegeralarms durch die unterirdischen Gänge von Frankfurt. »Als wir zurück zum Luftschuttkeller kamen, saßen alle da und haben geschlafen«, erzählt er rund achtzig Jahre später. Doch es sah nur so aus, die Menschen waren tot. Der Junge rüttelte an seiner Mutter, ihr Körper kippte um. Durch die Druckwelle bei einer Explosion war ihre Lunge zerrissen. Auch sein Bruder und seine Schwester hatten nicht überlebt. Vier Tage lang verbrachten Werner Weisedel und sein Freund bei den toten Menschen in dem Keller, sie konnten nicht raus. Was sie nicht wussten: Die Frankfurter Altstadt war bei dem Bombenangriff zerstört worden, ihr Keller lag begraben unter einem Berg aus Schutt. Rund siebzig Jahre später sind Teile der damaligen Altstadt rekonstruiert und originalgetreu wieder aufgebaut worden, ob sein Elternhaus dabei ist, weiß Werner Weisedel nicht und er will es auch nicht wissen. Er war als Erwachsener nie mehr dort gewesen, das würde er nicht aushalten.

Russische Kriegsgefangene hätten ihn damals entdeckt, sagt er. Die Männer hatten eigentlich den Auftrag, die Toten zu bergen. Sie brachten die beiden Jungen über das Kellerfenster ins Freie, der Dreijährige fand sich in einer fremden Welt wieder. Nur der Brunnen vor dem Haus stand noch, ansonsten sah er Trümmer. Gemeinsam mit seinem Freund wurde er in ein Heim in Frankfurt gebracht, doch er lief immer wieder davon an die Stelle, wo das Haus gestanden hatte. Dort saß er und hoffte, jemand werde ihn abholen.

Tatsächlich kam jemand in das Heim und holte ihn: sein Vater. Der hatte einige Tage Heimaturlaub von der Front bekommen und brachte sein einziges verbliebenes Kind bei seinen Eltern unter. Als der Krieg vorbei war, nahm er den Jungen zu sich, später heiratete er wieder und zog zurück nach Frankfurt. Werner Weisedel trieb sich mit anderen Jungs auf der Straße herum, sammelte zum Zeitvertreib hinterbliebene Sprengkörper und kleine Bomben, zündelte mit Sprengpulver. Nur sehr langsam kehrte ein Hauch von Normalität ein, der Junge wurde eingeschult, sein Opa fuhr wieder mit der Bierkutsche durch Frankfurt. Am Wochenende setzte sich Werner Weisedel mit auf den Bock, suchte die Nähe der Pferde. Auch im Frankfurter Zoo war er oft, dort schlich er sich in die Gehege. Löwen, Elefanten und Nashörner waren ihm in dieser Zeit lieber als Menschen. »Die Tiere haben mir am meisten geholfen«, sagt er.

Und er fand mitten in Frankfurt ein Pferd, mit dem er spazieren gehen durfte. »Sie hieß Lisa und bekam das Gnadenbrot, weil sie ihre Besitzer den Krieg über ernährt hatte«, erinnert er sich. »Sie haben mit ihr als Kutschpferd am Hauptbahnhof die Leute mit den Koffern abgeholt.« Als er acht Jahre alt war, lieh er sich den Kaltblüter zum ersten Mal in den Sommerferien aus. Wochenlang ritt er mit der Stute quer durch Deutschland. Seine wenigen Sachen hatte er in einem Mantelsack dabei, er schlief auf dem Boden, aß Beeren und bekam auf den Bauernhöfen immer mal wieder etwas Essbares zugesteckt. In den folgenden Jahren war er in allen Sommerferien allein mit Lisa unterwegs, er schaffte es bis in die Schweiz und nach Österreich. Einmal ritt er

nach Norden, an der dänischen Grenze wurde er abgewiesen und ritt wieder heim. Sein Vater war mit den Touren einverstanden. Der Junge musste nur am letzten Ferientag wieder zu Hause sein, das war seine einzige Bedingung.

Daran hielt sich Werner Weisedel, doch gerne war er nicht zu Hause. Mit seiner Stiefmutter kam er nicht zurecht. »Sie war der Typ Feldwebel, im Krieg hatte sie ein Lager der Bund Deutscher Mädels geleitet«, sagt er. Seine Stiefmutter und sein Vater bekamen fünf gemeinsame Kinder. Er, das Kriegskind, fühlte sich als Außenseiter. Der Junge war nicht einmal vierzehn Jahre alt, als er von der Schule ging. Das fand er nicht schlimm, er wollte im Frankfurter Zoo den Beruf des Tierpflegers lernen, hatte sogar schon eine Stelle. Doch das erlaubte sein Vater nicht. »Er hat immer gesagt, Tierpfleger sei kein Beruf, sondern ein Schiffsschaukelbremser«, erzählt er. Sogar der berühmte Bernhard Grzimek, damals Direktor des Frankfurter Zoos, habe sich für ihn eingesetzt und mit dem Vater gesprochen. Doch der blieb bei seiner Meinung. Und so musste sein Sohn bei ihm den Beruf des Heizungsinstallateurs lernen.

Bis er achtzehn Jahre alt war, arbeitete er in der Firma seines Vaters, dann ging er zur Bundeswehr. »Das war eine Flucht«, so sieht er es heute. Doch langsam wurde sein Leben leichter. Nach der Bundeswehr ließ er sich bei einer Firma als Heizungsinstallateur anstellen, er konnte sich eine eigene Wohnung leisten, heiratete - und kaufte sich sein erstes Pferd. Auch sie hieß Lisa, was kein besonderer

Zufall war. Die meisten Stuten damals hießen so, Wallache wurden in der Regel Peter gerufen. Lisa sollte eigentlich vom Schlachter abgeholt werden, der damals Vierundzwanzigjährige erwarb sie für einen niedrigen Preis. Einige seiner Freunde hatten schon ein Pferd, sie standen in Ställen mitten in der Stadt. Dort hatten früher Arbeitspferde gelebt, doch die brauchte im Zuge der Motorisierung keiner mehr.

Werner Weisedel brachte seine Lisa in einem Garten im Frankfurter Stadtteil Rödelheim unter, ganz in der Nähe seiner Wohnung. Eine Wand der Gartenhütte riss er nieder, sodass Lisa eine Art Offenstall hatte. Auch seine Frau interessierte sich nun für Pferde, bei einem Schlachter in Weilmünster kaufte sich das Paar ein weiteres Pferd. Es war ein Wallach, der natürlich Peter hieß. Fast seine ganze Freizeit verbrachte der junge Mann bei den Tieren, am liebsten im Sattel. Kein Pferd war ihm zu wild, andere Pferdebesitzer holten ihn, wenn sie mit ihren Tieren nicht klarkamen. Dabei kann Werner Weisedel eigentlich gar nicht reiten. »Meine erste Reitstunde hätte ich noch zu kriegen«, sagt der Mann mit dem schütterten Pferdezoopf und lacht. »Ich sitze drauf wie ein Sack Kartoffeln, sagt meine Frau immer.« Für Turniere interessierte sich das Ehepaar nicht, die beiden erfreuten sich an ihren Ritten in die Natur. Außerdem handelte der Frankfurter mit Pferden, fuhr mit dem Anhänger nach Ungarn, kaufte günstig Pferde und brachte sie in seinen Garten in Rödelheim, bevor er sie wieder verkaufte.